

dtv

Robert H. Frank

Ohne Glück kein Erfolg

Der Zufall und der Mythos
der Leistungsgesellschaft

Aus dem Englischen
von Katrin Harlaß

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Das Buch ist auch als eBook erhältlich.



SUCCESS AND LUCK

© 2016, Robert H. Frank

All rights reserved

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

›Success and Luck. Good Fortune and the Myth of Meritocracy‹

Erschienen bei Princeton University Press 2016

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

›Fünfter Philosophensong‹ von Aldous Huxley:

deutsche Übersetzung von Werner von Koppenfels, in:

›Englische und amerikanische Dichtung. Band 3: Von R. Browning

bis Heaney‹, hrsg. von Meller und Reichert, C.H.Beck 2000

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Gesetzt aus der Minion und Avenir

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28147-8

Glück gehört zu den Dingen, die man in Gegenwart
von Selfmade-Typen keinesfalls erwähnen darf.

E. B. White

INHALT

Vorwort		9
Dank		17
Kapitel 1	Schreibe über etwas, womit du dich auskennst	19
Kapitel 2	Warum scheinbar triviale Zufallsereignisse eine Rolle spielen	44
Kapitel 3	Wie Winner-take-all-Märkte den Einfluss des glücklichen Zufalls verstärken	66
Kapitel 4	Warum die größten Gewinner beinahe immer Glück hatten	86
Kapitel 5	Warum sich falsche Überzeugungen zu Glück und Talent so hartnäckig halten	101
Kapitel 6	Die Bürde der falschen Überzeugungen	121
Kapitel 7	Wir haben Glück: eine goldene Chance	148
Kapitel 8	Dankbar sein	171
Anhang		
	Detaillierte Simulationsergebnisse für Kapitel 4	199
	Anmerkungen	207
	Register	217

Fünfter Philosophen-Song

Abermillionen Spermatozoa,
Die alle leben:
Welch eine Sintflut – und nur *ein* Noah
Darf überleben.

Vielleicht steckte in dieser Abermillion
Minus eins ein Shakespeare – warum nicht?
Vielleicht auch ein neuer Newton, ein Donne –
Doch der Eine war ich.

Der drängt sich vor, schnappt die Arche, und Schluss –
Die Besseren sind abserviert!
Unerhört! Wärst du dreister Homunkulus
Nicht besser krepirt?

–*Aldous Huxley (1920)*

VORWORT

Wie wichtig ist es, Glück zu haben? Es gibt nicht viele Fragen, die Konservative und Liberale derart verlässlich voneinander scheiden, wie diese. Erstere führen korrekterweise an, dass Menschen, die große Reichtümer anhäufen, beinahe ausnahmslos extrem talentiert und fleißig sind. Letztere bemerken ebenfalls zu Recht, dass zahllose andere genau dieselben Qualitäten besitzen und trotzdem niemals viel verdienen.

In neuerer Zeit haben Sozialwissenschaftler herausgefunden, dass Zufallsereignisse in den Lebensläufen bedeutender Persönlichkeiten eine weitaus größere Rolle spielen, als sich die meisten Menschen jemals vorgestellt haben. In ›Ohne Glück kein Erfolg‹ wende ich die spannenden und teilweise unerwarteten Konsequenzen dieser Erkenntnisse an, um der Frage nachzugehen, wie die Rolle des glücklichen Zufalls in unserem Leben am besten charakterisiert werden kann.

Mein vorläufiger Untertitel für dieses Buch lautete ursprünglich »A personal perspective«. Ich hatte ihn gewählt, da ich Bedenken hatte, manche Leser könnten Widerspruch anmelden, falls sie nicht ausreichend deutlich darauf hingewiesen würden, dass meine Ausführungen auch zahlreiche Berichte über meine eigenen Erfahrungen mit Zufallsereignissen enthalten. Meine Lektoren in Princeton überzeugten mich jedoch, dass dieser Untertitel irrtümlicherweise suggerieren könnte, es handele sich

um eine Autobiografie – was ›Ohne Glück kein Erfolg‹ ausdrücklich nicht ist. Ihre unausgesprochene, zweifellos jedoch berechnete Sorge war die, dass Autobiografien von Nichtprominenten nur einen eher kleinen Kreis von Leuten interessieren.

Ich vertrete seit Langem die Auffassung, dass die Marktsysteme der meisten entwickelten Volkswirtschaften inzwischen meritokratischer sind als jemals zuvor in der menschlichen Geschichte. Daher zögerte ich zunächst, die von Princeton vorgeschlagene Alternative anzunehmen, die da lautete »Der Zufall und der Mythos der Leistungsgesellschaft«. Die Reaktion eines langjährigen Kollegen bestätigte meine Bedenken. Als ich ihm den Dummy für den Buchumschlag zeigte, lautete seine erste Frage: »Wieso sollte denn ein Unternehmen NICHT die am besten qualifizierten Bewerber einstellen?« Ich versicherte ihm, Vetternwirtschaft ebenso heftig abzulehnen wie er.

Selbstverständlich könnte in der Praxis kein System jemals perfekt meritokratisch sein. Doch meine letztliche Entscheidung, es bei »Der Zufall und der Mythos der Leistungsgesellschaft« zu belassen, hatte nicht viel zu tun mit der Sorge wegen etwaiger Überbleibsel von Vetternwirtschaft und Klassenprivilegien. Vielmehr traf ich sie, weil ich davon überzeugt bin, dass die Rhetorik der Meritokratie enormen Schaden angerichtet hat.

Den Begriff selbst prägte 1958 der britische Soziologe (und spätere Lord) Michael Young in einer bissigen Satire auf das britische Bildungssystem. In ›Es lebe die Ungleichheit: Auf dem Wege zur Meritokratie‹ argumentierte er, dass es unterm Strich die Lage eigentlich nur verschlimmert, wenn erfolgreiche Leute dazu ermutigt werden, ihren Erfolg in selbstherrlicher Weise ausschließlich ihren eigenen Anstrengungen und Fähigkeiten zuzuschreiben.¹ In einer Kolumne von 2001, in der er sich auf das Buch bezieht, stellt er fest, dass es zwar durchaus sinnvoll sei, Jobs nach den jeweiligen Verdiensten von Bewerbern zu ver-

geben, »das Ganze sich [jedoch] ins Gegenteil verkehrt, wenn jene, denen ein spezielles Verdienst zugebilligt wird, sich zu einer neuen sozialen Schicht zusammenschließen, die für andere keinen Platz mehr hat.«² Young war verärgert, dass der Begriff, den er in abwertendem Sinne gemeint hatte, derart schnell als lobendes Adjektiv vereinnahmt worden war.

In Gesellschaften, die einem meritokratischen Individualismus huldigen, grenzt die Aussage, Topverdiener hätten vielleicht auch ein klein wenig Glück gehabt, offenbar gefährlich nahe an den Vorwurf, sie würden nicht wirklich an die Spitze gehören, sie wären gar nicht die, die sie vorgäben zu sein. Die meritokratische Rhetorik scheint überdeckt zu haben, in welchem Ausmaß Erfolg und Scheitern oftmals ganz entscheidend von Ereignissen abhängen, die sich jeder individuellen Kontrolle entziehen. So beschrieb etwa Michael Lewis in seiner Rede vor den Absolventen der Princeton University des Jahrgangs 2012 die Kette höchst unwahrscheinlicher Ereignisse, die ihn zu einem reichen und berühmten Autoren gemacht hatten:

Eines Tages war ich zu einem Abendessen eingeladen. Zufällig saß ich neben der Ehefrau von einem, der ein ganz großes Tier an der Wall Street war, bei einer riesigen Investmentbank. Der Name der Bank war Salomon Brothers. Sie verdonnerte ihn mehr oder weniger, mir eine Stelle zu geben. Ich wusste so gut wie nichts über Salomon Brothers. Doch sie waren zufällig genau zur der Zeit vor Ort, als die Wall Street neu erfunden wurde – und sich in jenen Ort verwandelte, den wir alle kennen und lieben. Als ich dort ankam, gaben sie mir, fast ein bisschen rücksichtslos, genau den Job, von dem aus man den zunehmenden Wahnsinn am besten beobachten konnte: Sie machten mich zu ihrem hausinternen Experten für Derivate. Eineinhalb Jahre später händigte mir mein Arbeitgeber einen Scheck über mehrere Hunderttausend Dollar für die Beratung professioneller Investoren zu diesem Thema aus.³

Auf der Grundlage der Erfahrungen, die er bei Salomon Brothers gesammelt hatte, brachte Lewis 1989 den Bestseller heraus, der ihm zum Durchbruch verhalf: Dort beschreibt er, wie die Flut neuer Finanzmanöver, die in der Wall Street ihren Anfang nahm, die Welt veränderte:

Das Buch, das ich schrieb, trug den Titel ›Wall-Street-Poker‹ und verkaufte sich eine Million Mal. Ich war damals 28 Jahre alt. Ich hatte eine Karriere, ein bisschen Ruhm, ein kleines Vermögen und ein neues Lebensnarrativ. Plötzlich erklärten mir Leute, ich sei der geborene Schriftsteller. Wie absurd! Selbst ich konnte erkennen, dass da ein anderes Narrativ war, und dieses kam der Wahrheit wesentlich näher: das Narrativ vom Glück. Wie gut hatten die Chancen gestanden, bei dem besagten Abendessen den Platz neben dieser Dame von Salomon Brothers zugewiesen zu bekommen? Einen Job im besten Unternehmen der Wall Street zu ergattern, von dem aus ich die Geschichte einer Ära schreiben konnte? Auf der Stelle zu landen, von der aus ich den besten Blick auf die Geschäfte hatte? Eltern zu haben, die mich nicht enterbten, sondern bloß mit einem tiefen Seufzer meinten: »Dann tu's halt, wenn du nicht anders kannst.« In Princeton diesem Professor für Kunstgeschichte zu begegnen, der das Gefühl, nicht anders zu können, in mir entzündete? Und überhaupt ausgerechnet nach Princeton zu gehen? Das ist nicht bloß falsche Bescheidenheit. Es ist falsche Bescheidenheit mit Pointe. Mein Fall illustriert sehr gut, wie Erfolg stets und ständig rein rational begründet wird. Die Leute hören es wirklich nicht gerne, wenn Erfolg als Glückssache abgetan wird – vor allem erfolgreiche Leute nicht. Je älter Menschen werden und je erfolgreicher sie sind, desto mehr verstärkt sich in ihnen das Gefühl, ihr Erfolg sei irgendwie unausweichlich gewesen. Sie wollen nicht zugeben, welch große Rolle der Zufall in ihrem Leben gespielt hat.

Nicholas Kristof, Kolumnist der ›New York Times‹, hat des Öfteren in dieselbe Kerbe geschlagen:

Es ist ein weit verbreiteter Trugschluss unter erfolgreichen Amerikanern: dass sie ihren Triumph lediglich harter Arbeit und Intelligenz verdanken.

In Wahrheit schlug ihre Stunde, als sie in amerikanische Mittelklassefamilien hineingeboren wurden, die sie liebten, ihnen Geschichten vorlasen, ihnen die Möglichkeit gaben, in der Kinderliga Baseball zu spielen, ihnen Bibliotheksausweise besorgten und den Musikunterricht bezahlten. Sie wurden schon auf Erfolg programmiert, da waren sie noch nichts weiter als befruchtete Eizellen.⁴

Dieser Trugschluss habe jedoch auch dunkle Aspekte, stellt Kristof fest. Einer davon bestünde darin, dass jene, die blind dafür seien, welche Vorteile sie selbst genössen, oftmals genauso blind seien gegenüber den Nachteilen, mit denen andere Menschen zurechtkommen müssten:

Die Folge ist eine gewisse Knauserigkeit auf politischer Ebene oder, bestenfalls, ein Mangel an Empathie gegenüber jenen, die sich alles hart erkämpfen müssen – was zum Teil die feindselige Einstellung gegenüber der Ausweitung der staatlichen Gesundheitsfürsorge Medicaid, der Unterstützung für Langzeitarbeitslose oder einer Anhebung des Mindestlohns als Inflationsausgleich erklärt.

Kristof zeichnet die Lebensgeschichte von Rick Goff nach, einem Freund aus Kindertagen in seiner kleinen Heimatstadt in Oregon. Kurz nach dem Tod seiner Mutter – Goff war gerade fünf Jahre alt – verschwand sein alkoholkranker Vater und überließ den Jungen und seine drei Geschwister sich selbst. Leute, die Goff kannten, beschreiben ihn als loyalen Freund. Außerdem, so heißt es, sei er »unglaublich intelligent« gewesen, wäre aber in der Schule nur sehr schlecht mitgekommen, und zwar wegen eines nicht diagnostizierten ADHS-Syndroms. Er ging noch vor dem Ende der zehnten Klasse von der Schule ab, arbeitete in Sägemühlen und Maschinenwerkstätten und wurde schließlich

zu einem talentierten Maler – er bemalte Autos nach speziellen Kundenwünschen. Doch dann verletzte er sich bei einem Unfall ernsthaft an der Hand und hielt sich von da an mit einer kleinen Erwerbsunfähigkeitsrente und Gelegenheitsjobs über Wasser. Sein früher Tod im Alter von 65 Jahren im Juli 2015 war die unmittelbare Folge der Tatsache, dass er sich eine dringend notwendige Behandlung nicht leisten konnte, da er seiner Exfrau 600 Dollar gegeben hatte, um sie aus einer finanziellen Notlage zu retten.

Fazit Kristof:

Manche sind davon überzeugt, dass Erfolg ausschließlich etwas mit »Entscheidungen« und »persönlicher Verantwortung« zu tun hat. Ja, das sind schon reale Faktoren. Aber die Dinge liegen weitaus komplizierter.

»Reiche Kinder treffen eine Unmenge schlechter Entscheidungen«, notiert [der Stanforder Soziologe Sean] Reardon. »Aber diese ziehen einfach nicht dieselbe Art von Konsequenzen nach sich.«⁵

Michael Lewis schloss seine Rede in Princeton mit der Beschreibung eines Experimentes, das Psychologen an der University of California in Berkeley durchgeführt hatten.⁶ Die Forscher hatten freiwillige Probanden in Gruppen zu jeweils drei Leuten, getrennt nach Geschlechtern, in kleine Räume gesetzt und ihnen die Lösung eines komplexen moralischen Problems aufgegeben, wie etwa den Umgang mit Betrug bei einer Prüfung. Ein Mitglied jeder Gruppe bestimmten sie vollkommen willkürlich als Gruppenleiter. Nachdem die Gruppen 30 Minuten lang ihr Problem erörtert hatten, betrat einer der Forscher den Raum, in der Hand einen Teller mit vier Keksen für die jeweils drei Freiwilligen.

Wer aß den überzähligen Keks? In allen Fällen war es der Leiter oder die Leiterin der Gruppe, obwohl, wie Lewis anmerkte: »Er oder sie über keinerlei besondere Vorzüge verfügte. Sie waren

ja nur 30 Minuten zuvor vollkommen zufällig ausgewählt worden. Ihren Status verdankten sie also purem Glück. Aber sie hatten dennoch das Gefühl, den Keks verdient zu haben.«

Lewis fasste den Absolventen in Princeton gegenüber die Moral dieses Experiments wie folgt zusammen:

Sie alle sind, ganz allgemein gesprochen, zu Gruppenleitern bestimmt worden. Ihre Zulassung mag nicht vollkommen willkürlich erfolgt sein. Dennoch müssen Sie ihren willkürlichen Aspekt spüren: Sie sind die wenigen, die Glück hatten. Glück, was Ihre Eltern betrifft; Glück, was das Land betrifft, in dem Sie leben; Glück, dass es einen Ort wie Princeton, der glückliche Menschen aufnimmt, sie mit anderen glücklichen Menschen bekannt macht, und so ihre Chancen erhöht, sogar noch glücklicher zu werden, überhaupt gibt. Glück, weil Sie in der reichsten Gesellschaft leben, die es je auf Erden gab, zu einer Zeit, in der niemand von Ihnen erwartet, Ihre persönlichen Interessen für irgendetwas anderes zu opfern.

Jede und jeder Einzelne von Ihnen hat den Extra-Keks angeboten bekommen. Und Sie alle werden in Zukunft noch viel mehr Extra-Kekse angeboten bekommen. Und über kurz oder lang wird es Ihnen leichtfallen anzunehmen, dass Ihnen dieser Extra-Keks zusteht. Nach allem, was ich weiß, könnte das sogar zutreffen. Aber Sie werden glücklicher sein, und die Welt wird ein besserer Ort sein, wenn Sie zumindest vorgeben, dies sei nicht der Fall.

Natürlich gibt es jede Menge Leute, die bereitwillig zugeben, dass bei ihrem Erfolg auch Glück eine Rolle gespielt hat. Diese Menschen, so stellt sich heraus, unterstützen mit weitaus höherer Wahrscheinlichkeit als andere die Art von öffentlichen Investitionen, welche die Umgebungen geschaffen und erhalten haben, denen sie ihren Erfolg verdanken. Darüber hinaus sind sie Lewis' Mutmaßung zufolge auch glücklicher. Und allein der Umstand, dass sie dankbar sind, scheint weiteren materiellen Wohlstand in ihre Richtung zu lenken.

Die Behauptungen, die ich auf den folgenden Seiten zu beweisen versuche, sind in der Tat gewagt: Erfolgreiche Menschen spielen tendenziell den Anteil des glücklichen Zufalls auf ihrem Weg zum Erfolg herunter, wodurch sie einen gewissen Widerwillen empfinden, jene Art von öffentlichen Investitionen zu unterstützen, ohne die es allen anderen wesentlich schwerer fällt, erfolgreich zu sein; und eine simple, unaufdringliche Veränderung in der staatlichen Politik könnte mehr als genug Ressourcen freisetzen, um dem Mangel an solchen Investitionen abzuhelpfen.

Meine Argumente haben nur wenige bewegliche Teile, und keines der Fundamente, auf denen sie beruhen, ist umstritten. Die Lektoren in Princeton, die das Buch als Erste lasen, machten zahlreiche Vorschläge für weitere Themen, die ich ansprechen könnte, und viele davon waren in der Tat interessant. Da jedoch keines von ihnen für meine Argumentation zwingend notwendig war, lehnte ich sie allesamt ab. Mein Ziel bestand von Anfang an darin, ein Buch zu schreiben, das Ihnen nicht mehr von Ihrer kostbaren Zeit abverlangt als unbedingt nötig, und das Werk, das Sie nun in Händen halten, ist glücklicherweise wirklich dünn. Meine größte Hoffnung ist, dass es Sie, sollten meine Argumente bei Ihnen Anklang finden, dazu anregt, diese mit anderen zu diskutieren.

DANK

Seit ich vor einigen Jahren anfang, mich mit diesem Projekt zu beschäftigen, haben mir zahlreiche Menschen nützliche Ratschläge und Ermutigung zukommen lassen. Ganz besonders möchte ich meiner Frau danken, Ellen McCollister, deren Tätigkeit als Mitglied des Gemeinderats von Ithaka mich und andere in unserer Gemeinde so nachdrücklich daran erinnert hat, dass gutes Regieren möglich ist. Im Gegensatz zu vielen meiner Kolleginnen und Kollegen in den Wirtschaftswissenschaften verbringe ich kaum Zeit mit dem Versuch, mathematische Lehrsätze zu beweisen, viel Zeit dagegen mit dem Nachdenken über Erfahrungen, die echte Menschen machen. Einer der überaus angenehmen Aspekte dieser Zeitaufteilung ist, dass ich so die Möglichkeit habe, bestimmte Probleme mit Ellen zu diskutieren und von ihrem reichhaltigen Erfahrungsschatz in Sachen menschliche Psychologie zu profitieren.

Enorm geholfen haben mir auch andere Menschen, die ich hier gar nicht alle aufzählen kann. Eine Entschuldigung an all jene vorausgeschickt, die ich hier nicht explizit erwähne, geht mein aufrichtiger Dank an Peter Bloom, Summer Brown und Bruce Buchanan; die Seminarteilnehmer der CAU*, Philip Cook, Richard Dawkins, David DeSteno, Nick Epley, Allissa Fishbane,

* CAU – Cornell's Adult University

Chris Frank, David Frank, Hayden Frank, Jason Frank, Srinagesh Gavarnini, Tom Gilovich, Piper Goodeve, Janet Greenfield, Jon Haidt, Ori Heffetz, Yuezhou Hou, Graham Kerslick, Kathi Mestayer und Dave Nussbaum; die Teilnehmer des Paduano-Forschungsseminars der NYU*, Sam Pizzigati und Dennis Regan; die Teilnehmer des Seminars der Russell Sage Foundation Kirsten Saracini, Eric Schoenberg, Barry Schwartz, Larry Seidman, Amit Singh, Rory Sutherland, David Sloan Wilson, Andrew Wylie und Caitlin Zalom. Sie alle tragen selbstverständlich keine Verantwortung für irgendwelche eventuell noch vorhandenen Fehler. Sehr dankbar bin ich auch Honor Jones und Kathleen Kageff für ihr umsichtiges Lektorat. Und schließlich danke ich Peter Dougherty und Seth Ditchik von Princeton University Press für ihre leidenschaftliche Unterstützung und ganz besonders für ihren unerschütterlichen Glauben daran, dass Bücher immer noch wichtig sind.

* NYU – New York University

KAPITEL EINS

Schreibe über etwas, womit du dich auskennst

Schriftstellern wird immer geraten, über etwas zu schreiben, womit sie sich auskennen, und das ist einer der Gründe, warum ich mich vor einigen Jahren daranmachte, über den glücklichen Zufall zu schreiben. Mein Interesse an diesem Gegenstand wurde unter anderem deshalb geweckt, weil Zufälle in meinem eigenen Leben eine so überaus wichtige Rolle gespielt haben.

Das extremste Beispiel für einen solchen Zufall ist wohl jener, der sich am Morgen eines kalten Samstags im November 2007 ereignete. Ich spielte gerade in einer Halle Tennis mit meinem langjährigen Freund und Mitarbeiter in Cornell, dem Psychologen Tom Gilovich. Er erzählte mir später, ich hätte, als wir uns in einer Spielpause während des zweiten Satzes kurz hingesezt hatten, über leichte Übelkeit geklagt. Und dann lag ich plötzlich von einer Sekunde auf die andere regungslos auf dem Spielfeld.

Als er sich neben mich kniete, um nachzusehen, was mir fehlte, stellte er fest, dass ich nicht atmete und er keinen Puls fühlen konnte. Er rief jemandem zu, den Notruf zu alarmieren. Dann drehte er mich auf den Rücken und begann, auf meinen Brustkorb einzuhämmern – er hatte das zwar schon in zahlreichen Filmen gesehen, war aber niemals darin ausgebildet worden. Nach einer gefühlten Ewigkeit, so sagt er, hätte ich gehustet. Kurz danach traf ein Rettungsfahrzeug ein.

Die zentrale Einsatzstelle für Rettungsfahrzeuge liegt am anderen Ende der Stadt. Wie also konnte es sein, dass dieses derart schnell bei mir war? Nun, zufällig waren etwa eine halbe Stunde vor meinem Zusammenbruch zwei Krankenwagen zu zwei Auto-unfällen gerufen worden, die sich beide getrennt voneinander in der Nähe der Tennisanlage ereignet hatten. Da die Beteiligten an einem der beiden Unfälle keine ernsthaften Verletzungen davongetragen hatten, konnte eines von ihnen den Unfallort verlassen und die paar Hundert Meter zu mir fahren. Die Rettungssanitäter führten eine Wiederbelebung durch und brachten mich dann in Windeseile ins örtliche Krankenhaus. Von dort aus wurde ich mit einem Hubschrauber in ein größeres Krankenhaus in Pennsylvania geflogen, wo sie mich über Nacht ins künstliche Koma versetzten.

Wie die Ärzte mir später erklärten, hatte ich einen akuten Herztod erlitten. Sie sagten mir außerdem, dass 98 Prozent aller Menschen, die davon betroffen sind, nicht überleben und dass diejenigen, die es schaffen, erhebliche geistige und andere Behinderungen zurückbehalten. Ich selbst redete, wie mir meine Familie später berichtete, in meinem Krankbett drei Tage lang völligen Unsinn. Doch am vierten Tag hatte man mich bei völlig klarem Verstand entlassen. Zwei Wochen später, nachdem ich das erste von den Ärzten angesetzte Belastungs-EKG bestanden hatte, spielte ich bereits wieder mit Tom Tennis.

Wäre nicht zufällig dieser zweite Rettungswagen in der Nähe gewesen, hätte ich nicht überlebt. Einige meiner Freunde waren der Auffassung, göttliches Eingreifen hätte mich gerettet, und obwohl ich mich nicht mit denjenigen streite, die es so sehen, war ich mit einer solchen Sichtweise noch nie besonders glücklich. Ich glaube, dass ich heute noch am Leben bin, verdanke ich ganz einfach purem Glück.

Natürlich haben nicht alle Zufallsereignisse so positive Ergeb-